

Schriften der Sudetendeutschen Akademie
der Wissenschaften und Künste
Band 36
per aspera ad astra
Klasse der Künste und Kunstwissenschaften

URSULA HAAS

Luftwurzeln oder einmal vertrieben, immer vertrieben Ein Beispiel

Beobachtet, angedacht und gefühlt hatte ich das Problem schon seit längerem und immer wieder. In der letzten Zeit aber überfiel mich dabei eine tiefe Traurigkeit, die mich wie der Nebel der Melancholie umging, und die ich annahm wie eine nicht zu heilende Krankheit. Bei allem zarten Schmerz, der mir ganz allein gehörte und niemandem mitzuteilen einen Sinn hatte, entstanden auch Verwunderung und Staunen. Und Zorn. Ich war schließlich über 60 Jahre alt, hatte mein gesamtes bewusstes Leben in Deutschland gelebt, mit Höhen und Tiefen, wie es zu einer Biografie gehörte.

Wenn mich schon vor 20 Jahren jemand fragte, wo meine Heimat wäre, antwortete ich, ich hätte keine Heimat, aber ein Zuhause, nämlich dort, wo meine Familie wohnt, meine Kinder. Hier in München, wohin ich mit Mitte 20 gezogen war. Wo ich mich wohl fühlte. Meine Antwort kam wie ein Reflex aus mir, und mancher fand diese Antwort ein bisschen zu gewollt. Ich spürte die Antwort nicht. Mir fehlte nichts. Ich war in Düsseldorf aufgewachsen, ging in Bonn zur Schule und Universität, und als Erwachsene lebte ich in München. Eine geordnete Biografie und doch.

Der Anfang meines Lebens begann in Aussig an der Elbe, das heute Ústí nad labem heißt. Ich wurde in eine heile Welt geboren, in eine umsorgende, kultivierte. Wir Kinder, so wie ich zwischen 0 und 5 Jahren, waren ja 1945 noch Traumwesen; die Wirklichkeit war entfernt und immer mit der Mutter und den nächsten Menschen verbunden. Die Mutter war die Wirklichkeit, die wir am tiefsten spüren konnten. Mit dieser 25 jährigen Mutter wurde ich im Kinderwagen liegend vertrieben. In 24 Stunden auf die Straße gezwungen, auf die Flucht. Ich habe trotz des Kindseins Bilder von unserem Treck mit 5 Frauen und 7 Kindern, die Vergewaltigung durch die Russen in dem Frauen-Treck vor uns im Wald, die zermalnten Körper von Flüchtlingen neben meinem Kinderwagen, der schon aus dem anhaltenden Flüchtlingszug herausgehoben worden war. Noch als Studentin erlebte ich diesen Traum der blutigen Bettfedern und des Geräusches des vom anfahrenden Zug zermalmenden Menschenkörper.

Heute in meinem geordneten Dasein und Umfeld überfallen mich Trauer und Zorn, dass meine Familie und ich in solche schmerzhaftes Erniedrigung gestoßen worden sind. Heute erst bin ich fähig, laut zu erklären, dass wir Opfer gewesen sind.

Auch ich als Kind, als Traumwesen, von dem man glaubt, es segelt geschützt durch die Welt der Brutalität. Heute erst lasse ich die Trauer zu, schuldlos zum Flüchtling gemacht worden zu sein. Aus meiner einzigen Heimat vertrieben! Heute erst lasse ich die Trauer zu, über die Demütigung, die meine Eltern und Großeltern im Nachkriegsdeutschland ertragen mussten. Sie mussten über all ihren Stolz und ihre Würde hinweg, diese Demütigungen schlucken, um zu überleben. Ich spürte als kleines und heranwachsendes Kind die Überheblichkeit der Menschen, die sich das Recht nahmen, jeden Rucksackdeutschen, jeden Flüchtling, als Polacken herabwürdigend zu behandeln. In allen Gesellschaftsschichten bezogen sie diese Position, weil sie das Glück hatten, am Heimatort mit Geld und Gut und in vertrauter Sozialisation geblieben zu sein. Die Nazischuld, die ließ man die armen Leute aus dem Osten tragen. Indem man mit dem Finger auf die Fremden zeigte, lenkte man von der eigenen Schuld der Anpassung an Hitler ab und war weit entfernt von der Verarbeitung der eigenen Schuld durch trauern, wie die Mitscherlichs es nach dem Krieg so erhellend formuliert und geraten hatten. Einzig bei der Familie, zu der wir in Düsseldorf in zwei Zimmer zogen, empfand ich nie die Herabwürdigung gegen uns. Diese Familie ist mir bis heute nah wie meine eigene. Waren auch viele Düsseldorfer ausgebombt, hatten Söhne im Krieg verloren, so bauten sie doch ihre Nachkriegsexistenzen auf ihrem Boden, auf ihrer Heimat auf. Wie Netzwerk zum Aufbau hilft, verstand ich erst als Erwachsene. Ich sehe und spüre die Verzweiflung meines Vaters heute hautnah. Er verkaufte als vertriebener Anwalt nun Opalstrümpfe in einem Lager und war unfähig zu diesem Leben, wurde von Angestellten bestohlen. Mutter, die schöne junge, stolzierte mit *high heals* über die Kö, 'sich was schönes anzuschauen', wie ihr der Arzt gegen ihre psychosomatischen Krankheiten verordnet hatte. Ich wurde als Kind immer als das Flüchtlingskind angeschaut: eine Mischung aus überheblich und selbstgefällig traf mich in den meisten Blicken und Worten der Menschen um mich herum. Die Empfindsamkeit sitzt bis heute tief in mir. Schnell fühle ich mich fremd, ziehe mich zurück, warte.

Erst meine Arbeit, mein Schreiben, hat mir mein Kreuz gestärkt. Ob es so etwas wie Ersatz des Bodens, des Mutterbodens, der Heimat geworden ist? Nein, für die wirklich verlorene Heimat gibt es keine Kompensation. Schmerz und Mangel aber sind immer Quellen künstlerischen Tuns. Indem ich das Thema Medea, die Fremde, die Ausländerin zu meinem wichtigsten und engagiertesten literarischen Thema gewählt habe, –instinktiv – gewählt habe, konnte ich in dem traumatischen Lebensweg der mythologischen Figur sicher auch meine noch unbewussten Verletzungen verarbeiten. Als Rolf Liebermann, der jüdische Komponist, mein Buch 'Freispruch für Medea' 1989 las, war es gerade dieser Teil der heimatlosen, zur Außenseiterin gemachten, fremden Medea, die ihn bewegt und überzeugt hatten, sodass wir drei Musiktheater-Bearbeitungen zusammen schrieben.

In meinem Elternhaus wurde nach dem Krieg oder später nie von zuhause oder der Heimat gesprochen, und von allen landsmannschaftlichen Vereinigungen und Treffen distanzierte man sich völlig. Mir schien fast, diese Veranstaltungen waren der Familie peinlich. Sie war bemüht, sich der neuen Welt anzupassen und dazugehören. Nach vorne schauen, war die Devise!

Ich muss an das Assimilierungsverhalten vieler Juden, besonders im Berlin der 30er Jahre denken. An das Verhalten des Malers Max Liebermann und seiner Frau. Ihre Identifikation und Liebe zu Deutschland haben ihnen unter den Nazis nichts genützt; sie blieben die Fremden, die Auszumerzenden. Frau Liebermann wählte den Selbstmord, bevor die SS-Schergen sie abholen wollten.

Erreicht hatten meine Eltern die fremde Insel Westdeutschland erst, als der Vater als Syndikus der Gablonzer Glasindustrie eine zu ihm passende Stelle gefunden und für die Familie in Bonn ein Haus am Venusberg gebaut hatte, dessen Größe durch den Kredit für Flüchtlinge bestimmt war. Das war 10 Jahre nach Kriegsende. Nach 10 Jahren Demütigung, Verdrängung, Anpassung und heute kaum vorstellbarem Mutschöpfen.

In den 80ern und 90ern habe ich versucht, das Land, in dem ich geboren bin, oft zu besuchen. Für den tschechischen Teil meiner Familie, der das Land 1945 nicht verlassen musste, blieb ich immer die Verwandte aus dem Westen. Durfte mich bei der Meldebehörde nie als Familienangehörige outen. Seid doch froh, dass ihr vertrieben worden seid. Euch gehts doch im Westen besser als uns in der kommunistischen Tschechoslowakei. So sagte die Tante in Prag oft. In den 80ern meinten die Nichten, wenn du aus Ostdeutschland wärst, dann hätten wir Interesse an dir. Nach der Wende lernten sie plötzlich deutsch, das ihnen ihre Großmutter Olga Sychrovsky, die Schwester meines Großvaters, von Kind an verzweifelt versucht hatte beizubringen, und englisch. Die neue Zeit!

Der Ausschluss, mein Ausschluss, blieb bestehen. Die Vertreibung aus dem Paradies ist etabliert und war als Realität von mir bisher immer ohne Sentiment akzeptiert. Und was tun, heute? Ich werde demnächst alleine nach Rožďalovice fahren, mir das Landhaus des Urgroßvaters Emanuel ansehen und den Friedhof der Sychrovsky - Ahnen besuchen. Wieso hatte mich die Tante bisher immer davon abgehalten? Wieso hatte ich bisher so wenig Interesse, den Ort trotzdem aufzusuchen? Die Geschichte hatte ich doch oft in den Jahren erzählt, wie Urgroßvater Emanuel Sychrovsky sich von dem Geld, mit dem Kaiser Franz Josef ihn für besondere Bauwerke im Vielvölkerstaat Österreich ausgezeichnet hatte, diesen Besitz gekauft hatte, als er längst als K u K Hofrat in Wien lebte, wo mein Großvater Richard 1861 geboren wurde.

Meine Mutter und ihr Bruder Ottokar haben nach dem Krieg ihre Heimat nie mehr betreten. Das täte ihnen zu weh, sagten sie. Durch meine literarische Arbeit lernte ich Autoren kennen, die wie bei mir, deutsch-böhmische und tschechische Vorfahren hatten. Am wichtigsten und am nächsten war mir die langjährige Freundschaft, der Austausch mit dem großen Prager Science-fiction-Autor und Psychiater Josef Nesvadba. Mit seinem Tod vor wenigen Jahren habe ich mich von diesem Land emotional noch mehr zurückgezogen.

Ich gehöre dort nicht hin, wo ich geboren bin. Ich werde nie in meinem Leben eine Heimat haben. Die Erkenntnis schmerzt mich und wie alle Verletzungen, die mein Mark treffen, bleibt mir nur die Trauer, um sie zu verkraften. Das Trauern, ja das Weinen um den nie zurückholbaren Verlust. Erst jetzt mit über 60 Jahren lasse ich diese Trauer zu, bin fähig und offen, den Schmerz anzuschauen und zu ertragen. Wenn ich mich als heimatlos empfinde, beobachte ich bei meiner 90jährigen Mutter,

dass sie den Verlust damit kompensiert, sich an das von ihr und dem Vater nach dem Krieg gebaute Haus zu klammern. Wenn du mich hier herausholst und in ein Altenheim tust, bedeutet das für mich meine zweite Vertreibung. Von der werde ich mich nie erholen!

Einmal vertrieben, immer vertrieben. Wir kennen in der Psychologie den Mechanismus der Wiederholung, den es in manchen Leben gibt. In den mittleren Jahren meines Lebens durfte ich zehn Jahre spüren, was es bedeutet, einen Boden unter den Füßen zu haben, einen Ort, der mir und der Familie gehörte, Schutz gab und mein Schicksal, ein Flüchtlingskind zu sein, mich vergessen ließ. An den Rändern des Glücks spürte ich die Zerbrechlichkeit, die Bedrohung. Glücklich sein, geborgen sein, ist halt so schön und verführerisch, dass ich erst erwachte, als ich und meine Kinder vertrieben wurden. Schuldlos vertrieben wurden. Heute denke ich manchmal, dass ich vertrieben wurde, um erwachsen zu werden, dass ich herausgefordert wurde, ohne Wurzeln zu leben. Luftwurzeln, zu mehr bin ich in meinem Leben nicht bestimmt. Aber passen sie nicht zu meinem Schreiben von Poesie?

Jeden Montag schiebe ich den Kinderwagen, in dem mein eineinhalbjähriger Enkel Lennox liegt, von seinem Zuhause im Malerwinkel Richtung Isar. Die früheren Bahngleise der Isartalbahn sind zum Weg betoniert; so schiebt es sich leichter. Mit diesem Landzug fuhr Lennox` Urgroßonkel jeden Tag von Solln in die Technische Hochschule nach München. Seine Bücher und Unterlagen steckten in seinem Rucksack auf dem Rücken. Sein Haus in der Sollnerstrasse ist längst von anderen bewohnt, und er und seine Frau Valentine und nun auch der Sohn, unser Onkel und Großonkel E.O. haben ihre letzte Ruhe auf dem kleinen Sollner Friedhof gefunden. Während des Spaziergangs erzähle ich meinem Enkel von seiner Familie, die hier in seiner Heimat gelebt hat. Auch von seinem Vater, der wieder hierher zurückkam, um mit seiner jungen Familie an seinem Geburtsort München-Solln zu leben. Lennox, das Traumwesen, hört mir zu – ich bin sicher – er spürt, dass er hier zuhause ist. Und diesen Boden kann ihm niemand nehmen.